

(Nachdruck verboten.)

82]

Arbeit.

Roman in drei Bänden von Emile Zola. Aus dem Französischen
übersetzt von Leopold Rosenzweig.

Lucas deutete auf den Neugeborenen, den kleinen Ludovic, den Suzanne, die glückliche Großmutter, auf den Armen hielt. Und sie sagte heiter:

„Augenblicklich ist er brav, weil er schläft ... Dereinst, mein lieber Lucas, werden wir ihn mit einer Ihrer Enkelinnen verheiraten, und dann wird die Versöhnung vollendet, alle feindlichen Kämpfer von einst werden in ihren Nachkommen vereinigt sein. Wir wollen gleich die Verlobung aussprechen; sind Sie einverstanden?“

„Ob ich einverstanden bin! Unfre Enkel und Urenkel werden Hand in Hand unser Werk vollenden!“

Paul und Antoinette umarmten sich in glücklicher Nüchternheit, während Boisgelin, der nicht zugehört hatte, den Park, seinen ehemaligen Besitz, trübselig, aber nicht einmal mit Bitterkeit betrachtete, so verwirrt und betäubt ihn diese neue Welt. Dann setzten alle ihren Spaziergang durch die schattigen Alleen fort. Lucas und Suzanne sprachen nicht mehr und sahen einander nur mit einem stillen Lächeln innerer Freude an.

Von Tag zu Tag verwirklichte sich die Zukunft immer mehr. Als sie zur Guerdache zurückkehrten, blieben sie einen Augenblick vor der Fassade des Schlosses links von der Freitreppe stehen, unter den Fenstern des Zimmers, wo Monsieur Férome gestorben war. Von hier aus sah man durch die Wipfel der Bäume hindurch in der Ferne die Dächer von Beauclair, die Erächerie und die Hölle. Schweigend ließen sie die Augen auf der weiten Rundschau ruhen. Man unterschied deutlich die Gebäude der Hölle, die nach dem Muster der Erächerie neu erbaut worden waren und nun mit dieser nur noch eine einzige Stadt der neugeordneten, veredelten Arbeit bildeten, die der Stolz, die Gesundheit und die Freude der Menschen geworden war. Immer mehr Gerechtigkeit und Liebe entstand hier mit jedem neuen Tag. Und die Flut der Kleinen hielten, von Grün umgebenen Häuschen, diese Flut, die Delaveau voll Unruhe sich immer weiter hatte wälzen sehen, sie hatte nun das ehemalige schwarze Terrain überflutet, und noch immer dehnte sich die Stadt der Zukunft weiter aus. Sie bedeckte nun den ganzen Raum zwischen den Hängen der Monts Bleus und der Mionne, bald überschritt sie auch den schmalen Fluß, um das alte Beauclair, den Haufen schmutziger Hütten, dumpfer Wohnstätten der Sklaverei und des Elends wegzufegen. Immer weiter, immer weiter sollten die Häuser vordringen, bis weit hinaus in die fruchtbare Ebene der Roumagne, und sollten, Stein zu Stein fiegend, unter dem brüderlichen Himmel die Stadt der Freiheit, der Gerechtigkeit und des Glücks vollenden.

II.

So wirkte in der Entwicklung Beauclairs zu seinem neuen Zustande, in dem steten Wachsen der Zukunftsstadt, die Liebe als mächtige Triebkraft mit jungem, feurigem, siegreichem, unwiderstehlichem Schwung. Immer neue Paare vereinigten sich zum Ehebunde, die einst getrennten Klassen wurden immer inniger vermengt, jede neue Ehe bildete einen Schritt weiter zum Zustande der vollkommenen Eintracht, des endgültigen Friedens. Die siegreiche Liebe warf alle Hindernisse nieder, triumphierte über jeden Widerstand, richtete in allen Herzen ihr fröhliches, sonniges Reich auf, lehrte alle Menschen die köstliche Freude am Leben.

Lucas und Josine hatten das Beispiel gegeben. Während der zwölf Jahre, die verfloßen waren, entsprangen fünf Kinder ihrem Bunde, drei Knaben und zwei Mädchen. Hilaire, der älteste, der noch vor dem Untergang der Hölle geboren worden, war bereits elf Jahre alt; dann waren in Abständen von zwei zu zwei Jahren gefolgt: Charles, neun Jahre, Therese sieben, Pauline fünf, Jules drei Jahre alt. In dem alten Häuschen, das durch einen Anbau vergrößert worden, tummelte sich diese blühende Szaend, lachte und tollte und wuchs der

Zukunft entgegen. Wie der glückliche Lucas häufig zu der lächelnden Josine sagte: ihre unwandelbare gegenseitige Liebe entstand aus dieser triumphierenden Fruchtbarkeit, mit jedem neuen Kinde, das sie ihm gab, wurde Josine mehr die Seinige. Das Liebende Weib, das einst sein Verlangen erweckt und ihn zum Kämpfer, zum Sieger gemacht hatte, war nun abgelöst von der Mutter seiner Kinder, von der Hausfrau, die an seinem Herde waltete, während er unablässig daran arbeitete, das eroberte Gebiet zu pacifizieren und vollends der neuen Ordnung zu gewinnen. Gleichwohl liebten sie sich immer noch als Liebende, die Liebe alterte nicht, sie blieb die unsterbliche Flamme, der ewige Feuerherd, an welchem sich alles Leben entzündet. Ihr Haus war erfüllt von sonniger Freude, von Kinderlachen und Blumenduft. Alle, die darin wohnten, liebten einander so warm, so innig, so fröhlich, daß das Unglück nicht an sie heran konnte. Und wenn die Erinnerung an die schmerzreiche Vergangenheit auftauchte, wenn Josine ihrer schrecklichen Leiden gedachte und wie sie nahe daran gewesen, vollends in den Abgrund zu sinken, wenn Lucas ihr nicht hilfreiche Hand geboten hätte, dann warf sie sich in überströmender Dankbarkeit an seine Brust, während er tief bewegt fühlte, daß sie ihm gerade durch die ungerechte Schmach, aus der er sie gerettet hatte, teuer geworden war.

„O, wie liebe ich Dich, mein teurer Lucas, und wie kann ich Dir je genug danken, daß Du mich so hoch erhoben, so glücklich gemacht hast!“

„Meine einzige Josine, ich muß Dir dankbar sein, denn ohne Dich hätte ich nichts von alledem gethan, was ich gethan habe.“

Sie waren beide geläutert und erhöht durch diese Schöpfung der Gerechtigkeit und des Friedens, die ihnen entstammte; und sie sagten auch:

„Wir müssen die andern lieben, wie wir uns lieben, daselbe Gefühl vereinigt alle Wesen, unser Glück als Liebende und Gatten kann nur Bestand haben im Glück aller. Göttliche Liebe, da alles nur durch dich entstehen und dauern kann, hilf uns unser Werk vollenden, entzünde die Herzen, mache, daß alle Paare unsrer Stadt lieben und Kinder zeugen, verknüpfe uns alle durch dein holdes Band!“

Sie nannten das lächelnd das Waterunser der neuen Religion der Menschheit. Und bei ihnen, in ihrem glück-erfüllten Hause, war denn auch die Blume der Liebe köstlich erblüht in den ersten Jahren nach dem Brande der Durignon'schen Werke. Nanet, der kleine Nanet, der nun zum Manne wurde, wohnte bei Lucas, bei seiner großen Schwester, wie er Josine noch immer nannte. Mit scharfem Verstand, mit einem tapfern Herzen begabt, hatte er Lucas so vollständig bezauert, daß dieser ihn zu seinem Lieblingsjünger machte; und der Jünger erfüllte sich begeistert mit der Lehre des Meisters. Mittlerweile wuchs im Hause nebenan bei den Geschwistern Jordan Nise, die kleine Nise, unter der mütterlichen Fürsorge Soeurettens heran, die sie nach der Katastrophe zu sich genommen hatte und sich mit diesem anmutigen Adoptivkinde innig freute. Und die jungen Leute, die sich täglich sahen, hatten bald nur noch Augen und Gedanken füreinander. Ihre Verlobung reichte ja bis zu ihrer Kinderzeit zurück, bis zu den fernsten Tagen, wo der unschuldige Erieb der Natur sie zu einander hingezogen hatte, wo sie den Verboten getrotzt und Mauern überklettert hatten, um sich zu treffen und miteinander zu spielen. Sie waren damals beide blonde Krausköpfe, sie lachten dasselbe fröhliche silberne Lachen, sie fielen einander in die Arme, so oft sie sich sahen, ohne zu wissen, daß die Gesetze der Welt sie voneinander schieden, sie, das Bürgerkind und Tochter des Herrn, und ihn, den barfüßigen Gassenjungen, das Kind der verachteten elenden Arbeit. Dann war der schreckliche Flammensturm gekommen, und das Feuer hatte sie zu neuen Menschen gemacht, hatte sie vereinigt, die Gerettete und den Retter, beide von Brandwunden bedeckt und dem Tode nahe. Und heute waren sie wieder blond und krausköpfig beide, lachten beide dasselbe fröhliche Lachen, einander beinahe ähnlich geworden wie Geschwister. Aber sie war nun ein großes Mädchen und er ein großer Junge, und sie liebten einander.

Die Jodylle dauerte noch nahezu sieben Jahre, während welcher Zeit Lucas einen Mann aus Nanet machte und Nise unter der Aufsicht Soeurettens in Schönheit und Herzengüte

erblühte. Sie war dreizehn Jahre alt gewesen zur Zeit des schrecklichen Endes ihrer Eltern, von deren Körpern man nicht einmal eine Spur in der Asche hatte finden können, und sie bewahrte noch lange schauernd die entsetzliche Erinnerung. Man drängte sie daher auch nicht, man wartete ab, bis sie ihr zwanzigstes Jahr erreicht hatte, damit sie selbst mit gereiftem Verstande, freien Willens über sich verfügen könne. Auch Nanet war übrigens noch jung, kaum drei Jahre älter als sie, und noch im Begriffe, seine Lehrjahre unter der liebevollen Leitung des Meisters zu vollenden. Und sie waren beide noch so kindlich, so voll heiterer Unbefangenheit, daß sie keine Ungeduld verspürten, daß ihnen nichts zu ihrem Glück fehlte, wenn sie nur fröhlich beisammen sein und einander anlachen konnten. Sie trafen sich jeden Abend und unterhielten sich köstlich, indem sie einander die Erlebnisse des Tages erzählten, unbedeutende kleine Ereignisse, die sich stets wiederholten. So saßen sie stundenlang Hand in Hand in glücklicher Gemeinschaft, und nur beim Abschiednehmen für die Nacht gaben sie sich einen einzigen Kuß. Freilich wurde dieses zärtliche Einbernehmen hier und da durch einen Liebesstreit unterbrochen. Nanet fand Nise zu stolz und eigenwillig, sie spielte die Prinzessin, wie er sagte. Sie war ihm auch zu gefallsüchtig, liebte schöne Kleider und die Feste, wo sie sich darin zeigen konnte. Es war gewiß nichts Arges dabei, schön zu sein, im Gegenteil, je schöner man sein konnte, desto besser. Aber es war nicht recht, wenn man seine Schönheit damit verdarb, daß man andre, weniger Begünstigte, von oben herab ansah. Nise, in der etwas von ihrer genussüchtigen Mutter und ihrem despotischen Vater lebte, wurde erst böse, denn sie wollte haben, daß Nanet sie für die Vollkommenheit in Person erkläre. Da sie aber heftig verliebt in Nanet war, unterwarf sie sich schließlich, hörte auf seine Ermahnungen und bemühte sich, ihm zu gefallen, bescheiden und sanftmütig zu werden. Und wenn ihr das nicht gelang, was häufig genug der Fall war, sagte sie lachend, daß ihre Tochter, wenn sie eine haben sollte, in dieser Hinsicht gewiß besser sein würde. Man müsse eben dem Blute der Vornehmen dieser Welt Zeit lassen, sich in einer immer brüderlicher werdenden Nachkommenschaft zu demokratisieren.

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

An Se. Excellenz den Grafen v. Bülow, z. B. Reichskanzler in Norderny.

Moderner Mensch!

Soeben ist Ihr Geschenk glücklich angelangt! Eine bedauerliche Indiskretion hatte uns zwar schon ein Gutteil der Ueberraschung vorweg genommen, insofern als wir Ihre Gabe ganz anspaxten, waren wir doch noch geradezu überwältigt. Sie haben sich selbst übertroffen, modernster aller Menschen! Wie dürfen wir uns glücklich preisen, daß, während Sie, unsre Zukunft, auf dem Wasser liegen und Ihr gottbegnadetes Grübchen am Rinn von all dem Staub des politischen Betriebes ausspülen, wir doch auch hier im Geiste mit Ihnen weilen können, und Position um Position jedes Stük Ihres uns gewidmeten Werks genießen dürfen wie köstlichsten Wein.

Also lassen Sie es sich sagen und erröten Sie nicht in Ihrer Bescheidenheit vom Grübchen bis zum Scheitel und umgekehrt: Wilbrandt hatte recht, als er den Song auf Bülow's dichtete: Ihr Zolltarif ist geradezu grohartig! Wenn Goethe, Fichte, Perikles und Otto Bismard, Ihre leider zu früh gestorbenen Freunde, heute noch lebten, wie würden sie in Demut sich beugen vor Ihnen und Ihrem grandiosen Zolltarif!

Ich erinnere mich noch des historischen Augenblicks, als Sie, hoch aufgerichtet, mit edel gerötetem Antlitz und stolzer Miene, die nur ein Pöbdiad würdig wiederzugeben vermöchte, diesen Genossen auf der Linken des Reichstags zuriefen: „Sie kennen mich ja noch gar nicht.“ Ich sah damals auf der Reichstagstribüne, erschauernd vor Ihrer Redegevalt. Aber ich kann Ihnen versichern: Ich habe Sie stets gekannt, ich habe Sie nie unterschätzt. Ich wußte, daß ein Freund der Goethe, Fichte, Perikles und Otto Bismard nichts Niedriges jemals thun könnte und so war ich niemals zweifelhaft, daß Sie jene erhabene Höhe erklimmen würden, auf denen die Sätze Ihres Zolltarifs schwindelnd gipeln.

Es ist traurig, daß die Tagespresse in ihren Pöbelsinstinkten im Allgemeinen so gar keinen Sinn für die Höhe eines Menschengestes hat, der proportional und kongenial in der Höhe von Zollsägen zum Ausdruck gelangt. Die Wied, Jeddig und Diederich Hahn ahnen ja wohl umgefahr Ihre Größe — aber auch sie übersehen gerade die feinsten Eingebungen Ihres von den erhabensten Geistern der Menschheit geweihten Genies!

Ich aber erkläre Ihnen, Ihr Zolltarif ist nicht nur edel und gewaltig, nein er ist auch von einer Großherzigkeit, die in unsren Tagen um so mehr Anerkennung verdient, je seltener sie ist. Daß Sie den Pöbel gebührend für seine gefräßige Annahmung bestrafen, sich mit Brot und Fleisch mästen zu wollen, das ist zwar eine wundervolle Methode moderner Socialpädagogik, aber schon andre Männer haben vor Ihnen, wenn auch nicht mit solcher Vollkommenheit, dieses Mittel der Erziehung der Massen zur Bedürfnislosigkeit angewandt. Ein voller Bauch arbeitet nicht gern, arbeiten aber ist notwendig, essen nicht. Der Hunger muß dem Volke erhalten werden, und mit Recht wird jeder freventliche Versuch der Sättigung mit schwerer Geldstrafen geahndet. Wir aber, wir modernen Geister auf den Höhen der Menschheit, erfüllen eine herrliche Mission, indem wir diese Geldstrafen sammeln und sie zur noch höheren Entwicklung unserer begüterten Individualitäten verwenden. Das Leben ist der Güter höchstes nicht, sondern der Zoll — hat schon vor einigen Jahrtausenden Ihr Freund Aeschylus gesagt, der Zoll und indirekte Steuern so wunderbar in den Gestalten der Erinyen verkörpert hat, die den Königs- und Königinnmörder — das Symbol für die alles Hohe begeisterte Masse — in alle Winkel und Wege verfolgen, ihn niemals loslassen, ihn belauern, hegen, zu Tode jagen. Wenn Aeschylus Ihren Zolltarif noch erlebt hätte, oder gar Ihr von Ihnen so hoch geschätzter Musikus Beethoven — er hätte ihm seine zehnte Sinfonie gewidmet.

Indessen, diese Hölle auf Brot und Fleisch, auf das, was die Masse trinkt und mit dem sie sich kleidet, sind doch nicht das Bewunderungswürdigste an Ihrem Werk. Das Unsterblichste ist an ihm, daß Sie zwei Gegenstände zollfrei gelassen haben: Särge mit Menschenleichen — und Orden! Das war nicht nur großmütig, sondern auch genial, ja modern! Wenn das Shakespeare und Michel Angelo noch erlebt hätten, die Ihnen so viel verdanken. Sie hätten sich ungewißheitlich in Brandenburg an der Havel begraben lassen, bloß um den Genuß der Zollfreiheit genießen zu können.

Haben Sie nicht damit geradezu ein neues Ziel menschlichen Ehrgeizes geschaffen, indem Sie die Zollfreiheit für Särge mit Menschenleichen proklamieren? Wird nicht jeder Deutsche künftig im Auslande sterben wollen, nur ein einmal wenigstens vor der Auflösung in die chemischen Bestandteile zollfrei über die deutsche Grenze kommen zu dürfen! So wird es erreicht, daß der größte Moment des Lebens in die Zeit der Leichenstarre verlegt wird. Auch ich werde, das habe ich mir fest vorgenommen, in Realp. sterben, um mich dann nach Berlin zollfrei transportieren lassen zu können. Ich danke Ihnen, moderner Mensch, schon jetzt für diesen seltenen Genuß, der mich erwartet, und werde Sie in meinem Testament bedenken.

Daß Sie in diesem Fall keine Rücksicht auf das Geschrei der Zinnung der Leichenwäscher genommen haben, die den Schatz der nationalen Leichenproduktion im Inland forderte, macht Ihre Kühnheit um so bewunderungswürdiger. Allerdings, Sie konnten ja in stolzer Sicherheit darauf hinweisen, daß Ihr Zolltarif solche riesige Vermehrung, solchen kolossalen Aufschwung der nationalen Leichenproduktion verursachen würde, daß wir keine Ursache haben, die ausländische Konkurrenz zu fürchten. Und wenn wirklich die besseren Gesellschaftsklassen künftig es vorziehen, jenseits der Grenze zu sterben, so würde das durch die größere Sterblichkeit der Armen, die aus Inland gefesselt sind, hinreichend ausgeglichen werden, also, daß die nationalen Leichenwäscher keinen Schaden haben würden.

Selbst der zu erwartende Mißbrauch Ihres prächtigen Gedankens hat Sie nicht abgeschreckt, zu thun, was Sie für richtig hielten. Es ist ja sicher, daß die ausländischen Holzhändler künftig ihre Bretter zu Särgen verarbeiten und sie mit billig aufkauften Leichen füllen werden, um auf diese Weise ihr Holz zollfrei nach Deutschland zu schmuggeln. Jedoch mit Recht haben Sie gemeint, daß eine große Idee nicht deshalb schlecht wird, weil sie von elenden Personen mißbraucht werden kann: Nein, trotz alledem blieben Särge mit Menschenleichen zollfrei!

Nicht minder hehr ist der Einsinn, die Orden zollfrei zu lassen. Auch das verrät das frohe Kraftbewußtsein, daß die heimische Produktion auf diesem Gebiete so vollkommen und gewaltig ist, daß sie vor keiner ausländischen Konkurrenz geschützt zu werden braucht. Und außerdem ist nichts so geeignet, die internationalen diplomatischen Beziehungen zu fördern, als diese sinnige Aufmerksamkeit, daß die Auszeichnungen der fremden Potentaten zollfrei seien. Wald wird Ihnen, Excellenz und moderner Mensch, die Kaiserin-Kante von China den Tiger-Orden übersenden — und es wird zweifellos die internationale Lage bedeutend heben, wenn Sie die wertvolle Gabe nicht erst bezollt brauchen. Die Politik der offenen Thür ist auf dem Gebiete des Ordenswesens zweifellos notwendig und nützlich. Uebrigens müssen die aus China geholten Lorberer als getrocknetes und gedörrtes Gemüse für den feinen Tafelgebrauch verzollt werden, oder gehören sie zu den Orden?

Nachdem ich bisher meiner unergründlichen Bewunderung für Ihr Zollwerk vollen Ausdruck verliehen, gestatten Sie mir aber auch einige Bedenken oder vielmehr Anregungen. Keine Sonne ohne Flecken — also darf ich auf Ihrer Schöpfung einige kleine Mängel nachweisen. Schon Goethe, Fichte, Dante, Raphael und Otto Bismard haben klagend ausgerufen: Warum sind Gedanken zollfrei? Ja, warum? Ich gebe zu, in früheren Zeiten wäre solch ein Mittel zweischneidig gewesen. Aber heute

würden die herrschenden Klassen und namentlich auch die Staatsmänner auf keinen Fall durch einen solchen Zoll belastet werden. In unserem plebejischen Zeitalter sind Gedanken zum notwendigen Gebrauchsartikel der proletarischen Massen geworden — warum soll man sie also nicht versteuern, zumal sie schon aus veterinärpolizeilichen Gründen sehr bedenklich sind!

Und weiter: Sie haben sehr zutreffend in Ihrem Entwurf einen schneidigen Zollkriegsartikel hineingebracht. Ich meine, man sollte das Mittel des Zollkriegs und der unterschiedlichen Zollbehandlung auch zum Schutz der guten monarchischen und staatserbaltenden Gesinnung anwenden. Rußland, das noch auf dem festen Boden der göttlichen Ordnung ruht, müßte die meistbegünstigte Nation werden. Parlamentarisch regierte Staaten wie England wären schon schlechter zu stellen. Republiken gar, wie die Schweiz, Amerika, Frankreich sind durch Zuschläge auf den Weg der monarchischen Tugend zurück zu führen. Und wenn sich gar ein Land wie Dänemark herausnimmt, durch die Vernichtung eines radikalsten Ministeriums schlechtes Beispiel zu geben, so ist das ein triftiger Grund, ihm den Zollkrieg zu erklären. Sollte es sich nicht überhaupt empfehlen, die Zollsätze nach den Prozentjähen socialdemokratischer Stimmen zu bemessen? Auf die Weise wird die Rotte sicher ausgerottet. . .

Am Gestade der Nordsee, Unsterblicher, ruhen Sie sich jetzt von Ihrer himmelstürmenden Schöpfung aus. Wenn Sie aber in Ihrem Strandkorb träumerisch und voll modernen Geistes die Bogen herabrausen sehen, können Sie da nichts finden, um endlich dem Unfug zu steuern, daß diese Bogen, die doch teilweise aus dem Zollausland stammen, völlig zollfrei aller Grenzen spotten? Sollte es nicht endlich an der Zeit sein, dort, wo sich die fremden und die nationalen Wässer scheiden, einen starken Bretterzaun aufzuführen? Denken Sie nach, Erfindungsreicher! Und wie steht es mit der Luft und dem Licht, die doch sogar aus einer Gegend stammen, in der es weder Thron noch Altar, noch Pöle, noch sonstige Kulturereigenschaften giebt. Müssen wir uns nicht endlich gegen die Barbarei des Weltalls schützen? Alle nationalen Lungen zählen auf Sie, Meister!

Ich bin am Schluß. Wissen Sie schon das Neueste? Caprivi ist aus seinem Grabe aufgestanden und irt nun ruhelos umher. Bisher hatte er in dem einfältigen Wahn, 1892 eine rettende That begangen zu haben, ruhig und sorglos dagelegen. Jetzt ist er eines besseren belehrt worden. Jetzt weiß er, daß er damals ein Verbrechen verübt hat, das ungesühnt ist und damit ihn, den Frevler, unfehlbar umhertreibt. Das ist der Fluch der bösen That, wie Giordano Bruno, Ihr Bekannter, so feinsinnig sagt. Sie werden die Missethat endlich sühnen und damit auch der armen Seele dieses Schändlers Ruhe verschaffen. —

Grüßen Sie die Nordsee!

Mit höchstzärtlicher Verehrung Ihr

J o c.

Kleines Neuiletton.

ag. Durch die Wendei. Der alte Fontane machte die Fahrt mit dem Segelboot, wir haben nur einen Vergnügungsdampfer, einen Ferienvergnügungsdampfer obenein. Das Segelboot paßt besser zur Gegend, aber was hilft's? schließlich ist die Fahrt auch so schön — wunderschön.

Das alte Wendland — es fängt schon unten bei Köpenick an, da, wo die wendische Spree sich mit der deutschen vereinigt, wo in grauer Vorzeit Jazgos sagenhafte Beste stand.

Jazgo-Beste, wo ist sie geblieben? Keine Spur mehr von ihr, unpoetisch und nüchtern steht das neue Schloß am Uferstrand, man spürt die preussische Kaserne. Unpoetisch und nüchtern ist die ganze Gegend hier herum. Der Fabrikschornstein dominiert im Wilde. Aus den Essen steigt schwarzer Rauch, die Dampfpeifen heulen, nur am Ufer sieht es etwas lustiger aus. Da liegen die großen Trockenplätze der Köpenicker Wäscherinnen. Weißes Linnen flattert im Winde, handfeste Frauengestalten hantieren dazwischen umher. Jetzt haben sie den Dampfser gesehen, sie kommen aus Wasser und winken mit ihren Schürzen. Die Schiffslapelle bläst einen Lusch. Es geht sehr modern zu in Jazgos Reich.

Und so modern bleibt es vorerst noch. Grünau — die Fabrikschornsteine verschwinden, an ihre Stelle tritt die Villa. Still und weiß in vornehmer Ruhe liegt sie in wohlgepflegten Gärten. Bunte Blumen leuchten vom Balkon, an der Landungsbrücke schaukelt das Boot. Kinderlachen tönt hier und da, auf einem schattigen Rasenplatz spielen junge Mädchen Tennis. Dazwischen die großen Vergnügungslotale, die Bootshäuser der Ruderkubs mit ihren stattlichen Flotillen, modern — alles modern. — Aber jetzt eine Biegung: die Müggelberge steigen auf, verloren im blauen Dunst und Dufte. Da steht der Wald noch schwarz und unberührt, wie er schon vor einem Jahrhundert stand, kein Laut in den weitemweiten Forsten, — das Wasser wird breiter. Der lange See mit seinen stillen Rohrverdem thut sich auf. Auch rechts drängt der Wald sich an das Ufer heran, jetzt geht es durch die Brücke bei Schmüdow auf den Zeuthener See. Es kommt wenig Wechsel in das Bild. Rechts und links Wald, endlos einzönige Kiefernheide, bei Zeuthen leuchten wieder die Villen, dann ängt der Wald von neuem an, dünn, niedrig, ohne Saft und Kraft.

Aber jetzt tritt er zurück. Ueber blaue Seen geht der Wind. Das ist „der große Zug“, das ist der „Kroffiu“, der am letzten Sonntag seine Opfer nahm. Man sieht auf, man steckt die Köpfe zusammen und flüstert und zeigt: „da drüben war es.“ Ein Schauer geht durch die Menge.

Aber das ist nur für einen Augenblick. Das Leben will sein Recht und das Leben spricht hier mit hundert Zungen.

Das Wasser ist schmal geworden, die Seen schwinden zu einem Kanal zusammen, desto weiter, endloser dehnt sich das Land. Was für ein Land! Arbeit, Arbeit, tönt es von jeder Scholle!

Vorn am Wasser sumyfige Wiesen, dahinter steigen die Felder hügelan, die Sense klinget, schwer beladen kommen die Erntewagen daher. Dazwischen rauchen die Ziegelöfen, die Wahrzeichen der Markt. Vor den Mörkelwerken liegen große Hüllen zum Einladen bereit; in der Ferne rauchen Fabrikschornsteine. Eine kleine Stadt für sich tauchen landein die großen Anlagen von Schwarzkopff auf.

Arbeit — Arbeit! — Den Rottelanal herunter kommen die Hüllen, randvoll liegen sie tief im Wasser, ihre weißen Segel blähen sich, aber trotzdem „staalen“ die Schifferknechte. Von ihren Sitzen rinnt der Schweiß. — Arbeit, Arbeit! Auch hierher drang die neue Zeit.

Aber nur bis hierher, nicht weiter.

Aus grünen Büschen taucht Neu-Mühle auf mit seinen Zeltsteinhäusern, mit seinem stillen Mühlenteich, mit der allmodischen Zugbrücke, die noch an Ketten in die Höhe raffelt. Bei Neu-Mühle liegt die Schleuse, sie trennt die Wasser der unteren von denen der oberen Dabne.

Endlose Seen. Der Krimmiedsee, der Krügelsee, der Dolgensee, schmale Kanäle führen von einem zum andern. Wasser, Wald und Wiese, soweit das Auge sieht. Das ist die Wendei, das ist das alte Wendland, wie es zu Jazgos Zeiten war. Auf den Wassern stundenweit kein Schiff, am Ufer nicht eine Menschenseele. Hin und wieder ein verlornes Gehöft, versteckt in Sumpf und Heide, sonst auch nicht eine Spur von Leben. Wilde Enten flattern aus dem Möbriht. Die Wiege taucht zwischen gelben Mammeln. Vom Walde her ein Vogelschrei. Dann wieder alles still. Manchmal taucht ein Dorf auf, Czernsdorf, Cablow, Bindow, Guffow, alles Namen von gut wendischem Klang. Am Wasser liegen diese Orte, wo der Wende wohnt. Vor den Hausthüren hängt das Fischnetz, liegen Käse, Kalkford und Neuse. Stille Bintel sind es mit Rohdachschneuren und lehmbevorworfene Fachwerkhäusern. Auf dem Dache sitzt der Storch, die Kühe weiden im Grünen. Und das Leben und die Welt liegen weit — so weit. — Ueber den Dolgensee geht es nach Dolgenbrod. Blaue Höhen winken in der Ferne, rücken näher und immer näher. Prierosbrück liegt noch im Flachland, dann steigt es rechts und links am Ufer auf. Es sind keine Berge, es sind nur Hügel, aber sie fallen steil zum Wasser ab. Bis in die Fluten hängt der Wald die Zweige. Uralte Eichen, schattende Buchen mischen sich mit den märkischen Kiefern.

Und ringsum tiefe Einsamkeit.

Kein Schiff auf den Wassern, an den Ufern kein Haus. Wald und nichts als Wald. Aber aus dem Walde steigt es auf, große Vögel mit mächtigen Schwingen. Flügelschlagend ziehen sie über die Flut, schießen hinein und tauchen wieder auf und verschwinden im hohen Wiesengras.

Wir sind in der Duberow. Am Ufer liegen die Reiterhorste.

Wunderbarer Wald! Er ist verzaubert. Die Bäume standen einst ganz wo anders, oben auf den Höhen, denke ich mir. Aber auf den Höhen brennt die Sonne, und sie belamen Sohnstadt nach dem Wasser, so stiegen sie die steilen Hänge hinab. Einer nach dem andern kletterten sie hinunter, die Wirke lief voraus, und gerade als sie unten angekommen waren, hob der böse Hegenmeister den Zauberstab und keines konnte weiter. Nun stehen sie fest, jeder wo er gerade war, es sieht aber noch immer aus, als ob sie klettern wollen, neugierig, sehnsüchtig nicken sie zum Wasser hinab. Am sehnsüchtigsten die Wirke, die steht ganz vorn und beugt sich weit hinaus.

Das ist die Duberow, wo das Wildschwein haust, wo der Edelhirsch durch das Dickicht springt, das ist das große Jagdgebiet der Markten.

Schön und still, wie ein Traumbild, gleitet die Duberow vorüber.

Und über neue Seen fährt das Schiff und neue Wälder tauchen auf. Noch einmal ein altes Wendeneest, Klein-Köris am „Köris-lafen“, dann kommt der Moddersee, der Teupitzersee, dann kommt das Schentenländchen, die Spree verläuft sich zwischen Sumpf und Wiese — der Kern des alten Wendlandes, der Spreewald, beginnt. —

Medizinisches.

— Das Auge der Geisteskranken. An der Pariser Hochschule ist jüngst eine interessante These zum Vortrag gelangt, in der sich Dr. Mignot mit der Veränderung der Pupille bei Geistesstörungen beschäftigt. In der Pupille spiegelt sich bekanntlich das Bild des ins Auge gefassten Gegenstandes; dieses Bild oder im allgemeinen der Lichtreflex in der Pupille zeigt sich nun bei Geisteskranken wesentlich verändert. Daß eine derartige Veränderung stattfindet, hat die Wissenschaft längst beobachtet, aber in welcher Weise sie bei verschiedenen geistigen Erkrankungen auftritt, ist bisher nur sehr mangelhaft erforscht gewesen, und auch über die Häufigkeit ihres Vorkommens herrschten verschiedene Meinungen. Während der Berliner Psychiater Mendel Veränderungen der Lichtspiegelung in der

Pupille bei allgemeiner Gehirnähmung in 47 Proz. gefunden hat, konnten andre Gelehrte sie in 88 Proz. der untersuchten Fälle feststellen. Dr. Mignot hat nur die einzelnen Geisteskrankheiten geprüft und auch verschiedene Veränderungen an der Pupille auseinander gehalten. Unter 22 Fällen von vorgeschrittener Gehirnähmung fand er in 63 Proz. eine Ungleichheit der Pupillen, in 77 Proz. eine Auslöschung der Lichtspiegelung, in 22 Proz. eine Verminderung. Zwei italienische Forscher waren ihrerseits zu der Ueberzeugung gelangt, daß Störungen der Pupille nicht für besondere Geisteskrankheiten eigentümlich sind, sondern in $\frac{3}{4}$ aller Fälle von Irrenn überhaupt vorkommen. Dr. Mignot hat aus seinen sorgfältigen Beobachtungen den Schluß gezogen, daß sie besonders, wenn auch nicht sehr häufig, auftreten bei organischem Blödsinn, bei Greisenwahn, bei eigentlicher Verrücktheit (Paranoia), bei Geisteskrankheit aus Entartung, bei periodischem Wahnsinn und bei Säuerwahn. Bei dem sogenannten vorzeitigen Irrenn findet sich häufig eine ständige Pupillenerweiterung, ebenso häufig eine Ungleichheit der Pupille und noch viel häufiger andre Störungen ihrer Lichtspiegelung, und zwar besonders in solcher Art, daß sich der Zustand des Auges von heute auf morgen verändert. Im allgemeinen zieht Dr. Mignot aus seinen Untersuchungen den Schluß, daß bei allgemeiner Gehirnähmung, beim organischen Wahnsinn und bei Greisenwahn die Störungen der Pupillenspiegelung häufig und in stetigem Fortschritt begriffen sind, bei andern Geisteskrankheiten aber, besonders vorzeitigem Irrenn und greisenhafter Melancholie, wechselnd und mannigfaltig in ihrer Eigenart. —

Archäologisches.

Das alte Karthago. N. Cagnat von der Pariser Akademie der Inschriften, hat in der „Rev. Univ.“ die Ergebnisse der französischen Ausgrabungen aufgezählt, die neue Kunde über das alte Karthago geben. Die „Misch. Alg. Btg.“ berichtet hierüber: Offenbar haben die Römer nach der Eroberung der verhassten Stadt das Zerstückwerk mit der größten Gründlichkeit betrieben. Es ist nicht einmal mit Sicherheit gelungen, die Stadtmauer der punischen Zeit nachzuweisen. Nur die allgemeine Sitte der Semiten, ihre Toten außerhalb der Mauern zu begraben, läßt darauf schließen, daß sich die Stadt auch zu Hannibals Zeiten nicht über den Raum zwischen der Küste und der nächsten Hügelreihe ausdehnte, wo die Römer einen Circus und ein Amphitheater angelegt haben. Die zwei kleinen Binnenseen in diesem Bezirke wurden früher als der innere Kriegshafen und der äußere Handelshafen angesehen, von denen die römischen Geschichtsschreiber sprechen. Die neueste Forschung hat jedoch zwei ins Meer hinauslaufende Substruktionen entdeckt, die den Schluß erlauben, daß jene Binnenseen zusammen den Kriegshafen bildeten, vor dem der Handelshafen durch steinerne Dämme geschützt, ins offene Meer hinausragte. Auf der Wyrja, der alten Metropolis Karthagos, wurde zur Fundierung der neuen Kathedrale bis auf den Felsengrund hinab gegraben, ohne daß irgend eine Spur punischer Bauten gefunden worden wäre. Nur die Felsengräber außerhalb der Mauern sind der Zerstückungswut der Römer in größerer Zahl entgangen, aber ein Grab irgend einer durch die Geschichte bekannt gewordenen Persönlichkeit hat sich bis jetzt noch nicht nachweisen lassen, so reich auch die Ausstattung einzelner Gräber ist. Dieser Reichtum hat sich übrigens mehr im Material, als in der ziemlich primitiven Form der Geräte und der Schmuckgegenstände geltend gemacht, die den Toten mitgegeben wurden. Während die weiblichen Masken, die gefunden wurden, meist an ägyptische Vorbilder erinnern, weist eine liegende, lebensgroße männliche Grabfigur, in der man Hamillar, Hasdrubal oder Hannibal hat erkennen wollen, im Gesicht und in der Behandlung des Haars und des langen Vollbartes direkten griechischen Einfluß auf. Nur der turbanartige Wulst auf dem Kopfe und die Schärpe auf der rechten Schulter zeigen, daß wir es nicht mit einem Asklepios oder einem Serapis zu thun haben. Für die punischen Sitten ist charakteristisch, daß auch in den Männergräbern die Schwerter sehr selten, die großen Bronzespiegel dagegen sehr häufig sind. Eine Besonderheit, die man nur in Kindergräbern findet, sind kleine Gefäße verschiedenster, oft tierischer Form, die einen kleinen, rundlich vorspringenden Ausguß haben. Es ist kaum zu bezweifeln, daß es punische Saugflaschen sind, welche, so gut es gehen wollte, der Form der Mutterruß nachgebildet wurden. In vielen Gräbern finden sich Masken mit verzerrten Zügen. Es scheinen dies keine mißlungenen Porträts der Toten, sondern vielmehr Amulette zur Abschreckung böser Geister zu sein. Auch an den goldenen und silbernen Schmuckketten findet man oft groteske Figürchen, die dem gleichen Zweck dienen mochten. —

Völkerkunde.

Die Heilmethoden und Heilmittel der Eingeborenen in Deutsch-Südwestafrika. Die inneren Krankheiten leiten die Stämme Südwestafrikas aus den selbstthätigen Bewegungen der Därme her, die ihnen nach ihren chirurgischen Erfahrungen bekannt geworden sind. Aus dem Leibe schießt der Darm in den Kopf und verursacht hier Kopfschmerzen, oder er wandert in das Bein oder sonst einen Körperteil, wo er so lange Beschwerden verursacht, bis er freiwillig

oder durch die Heilkunst gezwungen, sich zu seinem natürlichen Platz zurückbezieht. Auf diese Annahme gründet sich die Anwendung der Massage, welche den ausgewanderten Darm zurückbringt. Es werden ferner Einwickelungen in frische Tabakblätter oder Kuhmist an schmerzhaften Körperteilen angewendet, Einpackungen in das Fell frisch geschlachteter Tiere und Wogen, indem Schutte in die Haut gemacht und zwischen die Wundränder heilsame Pflanzenstücke eingelegt werden. Innerlich werden eine Menge Pflanzen als Heilmittel gebraucht, von denen gewiß manche als brauchbar unsren Arzneischatz bereichern könnten. Aus den getrockneten Drüsen verschiedener Giftschlangen machen die Hereros ein Schutzkraft verleihendes Präparat; ein mit diesem Mittel vorbehandelter Hund wurde unbeschadet seiner Gesundheit zu wiederholten Malen von einer Hornviper und einer Raja gebissen. Bei Schlangenbissen oder Verletzungen mit vergifteten Pfeilen wird allgemein die verletzte Stelle tief eingeschnitten, um ein reichliches Ausbluten zu erzielen und dann eine kleine Menge Rowos (getrocknete und gepulverte Springische), welches in hohem Preise steht, in die Wunde gebracht, frische Wunden läßt man ausbluten, spült dann mit Wasser aus und zieht darauf die Wundränder mit Baumbast, der mit dem Saft einer Pflanze getränkt wird, zusammen. Furunkel werden kreuzweise eingeschnitten. Bei Knochenbrüchen ziehen zwei Personen ober- und unterhalb der Bruchstelle, ein Dritter streicht von unten nach oben das Glied, bis die Bruchstücke möglichst richtig gestellt sind; hierauf wird das Glied in einen Halbkanal aus Baumrinde gelegt. Bei Verrenkungen sucht man die abnorme Stellung durch Ziehen zu lösen, gelingt dies nicht, mit anhaltender Massage und rotierenden Bewegungsversuchen zu behandeln. —

(„Globus“.)

Humoristisches.

— Erklärlich. Arzt: „Sie haben ein schlechendes Leiden! Was haben Sie denn für einen Beruf? — Patient: „Ich bin Lokomotivführer bei der Sekundärbahn!“ —

— Boshaft. „Die Frau Meier schwagt aber in einem fort, — ich glaube bei der ist nicht 'mal der Nest Schweigen!“ —

— Rentabel. „Der städtische Park hat infolge der vielen Uebertretungen der zahllosen Verbote so viel an Strafgebern eingebracht, daß der Magistrat die Anlage eines zweiten Stadtparks beschlossen hat.“ —

(„Flieg. Bl.“)

Notizen.

— Zu viel an der Futterkrippe! Ernst v. Wolzogen, der Vater des „Ueberbrett“, beklagt sich über unlauteren Wettbewerb durch mit kleinen Truppen reisende Unternehmer, welche in ihren Ankündigungen die Firma „Vintex Theater“ widerrechtlich anmeltern. Er erklärt, daß mit Ausnahme des in der Berliner Secessions-Bühne gastierenden Ensembles sein Vintex Theater zur Zeit Ferien hat und kein einziges seiner Mitglieder mit einer andern Gesellschaft reist. Außer Direktor Meesemann-Stettin, Willy Rath-München, Reebel-Posen und Dr. H. H. Ewers, der in der Schweiz reist, dürfte niemand die Nummern seines Repertoires auführen, noch weniger aber sich des von ihm creirten Namens „Vintex Theater“ bedienen. —

— Adolf Selig, früher am Thalia-Theater, ist für komische Chargen an das Metropol-Theater engagiert worden. —

— Neues Censurverbot. Die Aufführung des Lustspiels „Brüder Napoleon“ von Viktor Malofski und Loma Guths am Residenztheater ist von der Censurbehörde mit „Rücksicht auf die weiblichen Theaterbesucher“ verboten worden. —

— Helene Odilon hat sich durch einen neuen Vertrag für das Deutsche Volkstheater in Wien bis zum Jahre 1905 verpflichtet. —

— Weingartners neues Musikdrama „Orestes“ wird in diesem Herbst in Leipzig seine Erstaufführung erleben. —

— Dem Leipziger Künstlerverein sind von befreundeter Seite 10 000 M. überwiesen worden. Die Stiftung wird den Namen „Künstlerhaus-Stiftung“ tragen; die Zinsen des Kapitals sollen jährlich einem Mitgliede des Künstlervereins als Beihilfe zu einer Studienreise ausgezahlt werden. —

— Einen Preis von 30 000 M. haben die Professoren Dr. E. Haedel, Dr. J. Conrad und Dr. E. Fraas ausgeschrieben. Die Preisaufgabe lautet: „Was lernen wir aus den Principien der Descendenz-Theorie in Beziehung auf die innerpolitische Entwicklung und Gesetzgebung der Staaten?“ Die Manuskripte sind bis spätestens 1. Dezember 1902 unter der Adresse: „An die Direktion des zoologischen Instituts (Professor Dr. E. Haedel), Jena“, einzusenden. —